schaftslehrer sagen es schon — sein Zeiger wird niemals wieder fest und ruhig stehen.

Die Dichter brauchten auch nach dem Kriege ihr Verhältnis zu diesen Fragegruppen nicht zu überprüfen. Für sie galt es nun erst recht, in der deutschen Jugend die geistigen Kräfte zu stärken, daß ihr nicht in den größer und schlimmer gewordenen Bedrängnissen das Rückgrat gebrochen und ihr Selbstvertrauen dem Ansturm der Zeitmächte von innen und außen unterliegen würde. Hinsichtlich der „Macht der Verhältnisse" aber erinnerten sie sich an die Worte von Jacob Burckhardt: „Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besser-leben-Wollen der Massen unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain ‚Besitz und Erwerb' plötzlich auf ein anderes geraten und daß dann ‚der Rechte' einmal über Nacht kommen könnte". Es ist freilich keine Frage der Wissenschaft oder Staatskunst unserer Tage, daß einer kommen könnte und sagen: „Ich bin des Gottes, ich kenne euch nicht", und daß dieser zugleich die geistige Macht besäße, s e i n e Träume zu verwirklichen.

6. KAPITEL: DIE DICHTUNG UND DIE WISSENSCHAFT

NIETZSCHE, „der Mörder Gottes" um eines lebendigen Gottes willen, der Verächter toten Wissens um einer lebendigen Weisheit willen, stand an der schlimmen Wende, wo der Deutsche, der auch in den höchsten Formen der Wissenschaft die Weite wie die Gefahren des universalen, des gemeinsamen Geistes für Europa auf sich genommen hatte, im Tragen dieser Last erlahmte. Die großen weltlichen Philosophen und Forscher, welche schon längst an die Stelle der christlichen Theologen getreten waren, hatten ihre Kraft aus dem Kampfe des neuen an der Antike genährten Geistes mit der alten Gläubigkeit gezogen. Das erneuerte der freien Deutung überlassene Gotteswort und der humanistische Rausch der Allerkenntnis der natürlichen Dinge hatte sich gerade in den deutschen Denkern zu einer tiefen Einheit verbunden und in großen Denkbauten ausgewirkt, die bis Hegel noch immer den Anspruch machten, das Weltganze in sich zu befassen. Die auf ihn folgenden Geschlechter der Gelehrten, soweit sie öffentliche Anerkennung fanden und bald auch die Herrschaft über unsere Bildung an

den Schulen ausübten, verloren diese frühere Gesamtsicht. Sie bauten ihre Forschungsweisen nicht auf die Vernunft, die umfassende Schaukraft welche noch einen metaphysischen Schauer ihrer göttlichen Herkunft in sich barg, sondern einseitig auf die menschliche Teilkraft des Verstandes als das einzige Mittel des Erkennens, als den einzigen Weg zur Wahrheit. Die Ancilla, welche die Scholastiker ins Innere des Hauses geführt hatten, war zur Domina geworden, und alle übrigen geistigen Kräfte des gläubigen Schauens, des künstlerischen Gestaltens, des schöpferischen Handelns wurden zu Gegenständen ihrer erkennenden Herrschaft: sie wurden verleugnet oder geduldet oder genutzt aber nicht „ernst" genommen.

Unbildlich gesprochen war jenes Zeitalter der Wissenschaft angebrochen, das nicht mehr die große Gesamtanschauung der Natur hatte, aus der in den vorhergehenden Jahrhunderten die Naturwissenschaften geboren worden waren, das nicht mehr auf der Idealität des Geistes beruhte, aus der in der Klassik und Romantik die Geisteswissenschaften erwachsen waren, und deren begeisternder Antrieb die bedeutenden Gelehrtengeschlechter zu ihren umfassenden Werken befruchtet hatte. Mit der Verselbständigung und Alleinherrschaft der Verstandeskraft kamen vielmehr jene Jahrzehnte, in denen die Vertreter der Wissenschaften auf Geist und Seele ja auf alles nicht verstandlich Erweisbare als auf alberne Götzendienerei herabblickten und im Stofflich-Erfahrbaren allein das Wirklich-Seiende der Natur oder das Wirklich-Gewesene der Geschichte zu erkennen meinten. Das Fehlen einer geistigen Einheit führte zu einer immer größeren Sonderung der Lebensgebiete und brachte auch in den Wissenschaften die schroffe Vereinzelung einer Mehrzahl von Wissensgebieten hervor, von denen jedes in einem unverbundenen Nebeneinander für „die" Wissenschaft arbeitete, ohne daß diese Wissenschaft noch ein alle umfassendes Gesamt bildete oder auch nur den Anspruch machte, einer einheitlichen Lebensgestaltung der Einzelnen oder der Völker zu dienen. Je länger je mehr beschränkten sich die Wissenschaftler in jeder Sphäre auf die Erforschung und Ordnung ihres fachlichen Erfahrungsstoffes, und wenn in den Naturwissenschaften meistens der anwendbare Nutzen die Mühe der Forschung lohnte, so wurde in den Geisteswissenschaften die jeweilige Feststellung, „das Ergebnis", selbst zum Sinn der forscherlichen Tätigkeit erhoben und bis zur Sinnlosigkeit der Wertung des gänzlich Wertlosen erhöht. Die Wissenschaft erkannte in ihrer strengsten Forderung keinen Unterschied an zwischen höheren und niedrigeren Werten, sie hatte ihren Sinn in ihre Tätigkeit selbst verlegt und machte nicht mehr den Anspruch, Lebenshaltung und Artung des Menschen selbst zu bewirken. Dieser Verzicht drückte sich vor allem darin aus, daß das sichtbarste Sinnbild geistiger Gemeinsamkeit,

die sprachliche Darstellung des Erforschten, immer mehr als überflüssig, störend oder im besten Falle als schmückendes Beiwerk empfunden wurde und die seellose Trockenheit einer öden Fachbegrifflichkeit bis zur Formel hin der erwünschte Niederschlag ihres sprachlichen Ausdrucks wurde. Auch die Philosophie dieser Jahrzehnte unterschied sich in all dem nicht von den übrigen Wissenschaften, sie hatte die Aufgabe, Deuterin des gewonnenen Erfahrungsstoffes zu sein verloren und trieb im Zirkel der Erforschung ihrer eigenen Erkenntnismittel umher: sie hatte vergessen, daß das Sein der Dinge auch ihr Sinn, daß das schauende Erfassen der lebendigen Erscheinung die höchste und einzige Weisheit ist. Zwei Gefahren barg die einseitige Ausbildung der verstandlichen Teilkraft für den Menschen. Einmal drohte ihm der Verlust des heiligen Sinnes, der schauenden und denkenden Einheit seines Wesens, durch den allein er die lebendigen Kräfte und Gestalten der Welt gewahren kann. Seinem verselbständigten Verstande stellte sich die Welt als eine starre, an unabänderliche Ursachen oder Zwecke gebundene Summe von Mechanismen dar, als tote Stoffmassen der Natur und Geschichte, die durch Zerlegung und Ordnung ihrer Teile erkennbar wären. Jedes lebendige Geheimnis schien nur der verschärften Methoden des Forschers zu harren, um sich völlig der Erkenntnis zu erschließen. Eine Ausbildung der gesamtmenschlichen Kräfte erschien von diesem Standpunkt aus überflüssig, ja eher schädlich für die Erkenntnis des natürlichen und geschichtlichen Stoffes, und die Forderung einer wissenschaftlichen Bildung schien allein würdig, nützlich und erwünscht. Die zweite Gefahr bestand in einer Lähmung oder gar Einbuße aller schöpferischen Fähigkeiten der Gestaltung und Tat, in einem fatalistischen Verzicht auf die formbildende und gesetzgebende Kraft des Geistes. Je größere Stoffmassen die wissenschaftliche Forschung in Bewegung setzte, um so geringer wurden die Versuche, sie den formenden Gesetzen menschlicher Bildung zu unterwerfen. Der kühne Urfrevel der frühen Forscher durch die Vernunft — ihnen noch halb höllischer Zauber halb göttliche Wesenheit —, die Natur und ihre Kräfte zu beherrschen, hatte seine Rache gezeitigt und die Beherrschung in Versklavung verkehrt: nicht mehr beherrschte der Mensch die Dinge, sondern die Dinge den Menschen. Dem Erkennenden schwoll unter den Füßen die Flut des Erkannten an, und willen- und schicksallos trieb er auf den Kämmen der Entwicklung, des Fortschritts oder wie er sonst das dumpfe Walten nannte, immer im Glauben, durch Vermehrung der Teileinsichten über das Ganze Herr zu werden. Die verstandesmäßige Fachbildung trat daher immer ausschließlicher an die Stelle der humanistisch-universalen unserer klassischen und romantischen Dichter und Denker. Aber je tiefer der Mensch in die scheinbar gegebene

Wirklichkeit des Stoffes eindrang, um so dunkler wurde das Wissen um sein eigenes Dasein, und bald gab es nirgends mehr Bild noch Ziel, nach denen der Mensch sich hätte formen und richten können. Für die Forscher der geschichtlichen Wissenschaften wurde das Häufen, Ordnen und Wiederumwälzen des Gewonnenen, für die der Naturwissenschaften das Zergliedern, Anwenden und Nutzbarmachen zum Selbstzweck und erst spät, in unseren Tagen erkannten sie, daß das Erschließen des Stoffes diesen selbst, ja auch das Erschlossene wieder den Erschließenden wandelt: kurz, daß das ewig gegenwärtige und ewig wandelbare Leben der einseitigen Befragung durch die Mittel des Verstandes spottet und diesem nur übrigbleibt, die Vertauschbarkeit aller Bezüge zur Weltformel zu erheben. Der Zweifel, mit dem die rationale Wissenschaft am Beginn der Neuzeit begonnen hatte und der damals das erkennende Gewissen vor anderen Seelenkräften schärfen sollte, bedroht sie heute mit der Zerstörung aller festen Gesetzlichkeiten bis auf ihr eigenes Grundgesetz der Kausalität, bis auf ihre Grundunterscheidungen von Stoff und Geist, Mechanismus und Leben.

Als freilich Nietzsche seine Anklagen gegen die Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung seiner Zeit als einer nicht mehr lebenfördernden Beschäftigung und einer lebenhemmenden Erziehung begann, störte noch kein Hauch den Glauben an den steten wissenschaftlichen Fortschritt. Die Mahnungen Goethes und Hölderlins waren längst verhallt. Forscher, die den Kreis der rein rationalen Mittel überschritten, wie Bachofen, Burckhardt, Lagarde und andre, wies man aus dem Tempel, und von „Propheten" wie Nietzsche selbst glaubte man innerhalb der Mauern der alleinseligmachenden Methode nichts lernen zu können. Aber eben dieser Prophet hat für immer die nur verstandlich erkennende Menschenart in sich selber aufgehoben, Wissen wieder in Weisheit, Erkennen wieder in Tun, Philosophieren wieder in Werte-Schaffen verwandelt. Der allesdurchdenkende allesdurchschauende Selbstkenner hat jene Art in sich getötet um eine edlere, die er ahnend erschaute, für immer vor dem Erstarren in totem Wissen zu bewahren: sein Lachen hat die Scham des rein „theoretischen" Menschen aufgedeckt und keine noch so große Gelehrsamkeit wird der zukünftigen Jugend dessen Blößen verdecken können.

Das Opfer Nietzsches hatte die Lage der forschenden Geister weit über Deutschlands Grenzen hinaus gewandelt. Während die alten Schulen im unfruchtbaren Ring ihrer Selbstgenügsamkeit verharrten, suchten die besten Denker einen Weg aus der Verfachlichung, einen Sinn der Erkenntnis und des Forschens außer ihren Teilgebieten, eine bestimmende Schau des Geistes über der unabsehbar wachsenden Flut der Stoffmassen, eine Ordnungsgewalt für das in tausend unfaßlichen Möglichkeiten und Be-

ziehungen auseinanderbrechende Wirrsal des Lebens. Die Sprengkraft Nietzsches pflanzte sich in ihnen fort und die starren Rahmen von Begriffen und Denkformen zerbrachen überall vor dem neuen Wissen um die schöpferischen Antriebe des Lebens, dessen ewig neuen Offenbarungen die Erkenntnis nur zu folgen hat. So waren zur Zeit als George auftrat die schlimmsten Orgien der Ratio eben vorüber, ohne daß sich diese schon ganz ausgerast hätte: aber die Worte vom „Ignorabimus" und „Bankrott der Wissenschaft" waren bereits gefallen. Doch bis in unsere Tage hinein dauerte eine Selbsttäuschung: man wußte daß etwa der gläubig Protestantische vom protestantischen, der gläubig Katholische vom katholischen Standpunkt darstellte — der Forscher jedoch, der sich im Besitz des echt wissenschaftlichen Geistes fühlte, glaubte an seine Voraussetzungslosigkeit und forderte sie von den andern. Diese Forscher bemerkten nicht: auch sie hatten ihre Voraussetzung, nämlich die schal gewordenen liberalen Ideen.

Mit den schon weiterblickenden Gelehrten dieser Jahrzehnte trat George in persönliche Berührung: neben den bereits Genannten schon früh mit Furtwängler, der ihm wichtige archäologische Anregung gab — durch ihn sah er zuerst Abbildungen des noch jahrelang geheimgehaltenen „Bostoner Throns" —, und mit Eucken, einem äußerst wohlwollenden allgeschätzten Mann, der auch einen freundlichen Blick für die neue Dichtung übrighatte. Georges Schüler nahmen das Wissen dieser und aller irgend beachtlichen Forscher in sich auf und ergriffen das Wesentliche im lebendigen Umkreis ihrer Zeit. Für sie war es eine innere Notwendigkeit, die großen Erkenntnisfragen ihrer Zeit und vor allem das Verhältnis von Dichtung und Wissenschaft zueinander und zur geistigen Lebensgestaltung zu durchdenken und zu durchstreiten. Die „weltfremden Ästheten" waren auch auf diesem Felde besser ausgerüstet als ihre klugen Tadler, die sie damals noch als reiche Jünglinge und faule Genießer beschrieen. Sie hatten sich im „Jahrbuch für die geistige Bewegung" mit den neuen und alten Sichten der europäischen Denker schon auseinandergesetzt, als einige von ihnen mit größeren Proseschriften an die Öffentlichkeit traten und dem darstellenden Schrifttum in Deutschland in wenigen Jahren ein neues Merkmal aufprägten.

Seit dem Jahre 1911 erschienen teils im Blätterverlag selbst teils bei Georg Bondi unter der Marke „Werke der Wissenschaft aus dem Kreis der Blätter für die Kunst", seit 1921 auch bei Ferdinand Hirt unter der Marke „Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst" eine Anzahl von Schriften, die bei aller Verschiedenheit der behandelten Gegenstände den gemeinsamen Ursprung aus dem Geiste Georges

verrieten und sich in den Dienst des von ihm entzündeten Lebens stellten. Durch welche Schulen der Wissenschaft sie auch gegangen und bei welchen Lehrern sie auch ihr Rüstzeug erworben hatten, den neuen Blick in die Dinge und den neuen Atem der Darstellung empfingen sie aus ihrer geistigen Gemeinschaft, und ihr einziger Wille war, ihr dichterisches Erleben in alle Bereiche des vergangenen und gegenwärtigen Lebens auszuströmen. Nicht aus der vereinzelten Befähigung, sondern aus dem Kräfteumtrieb des lebendigen Freundeskreises wurden die Werke geboren und es ist kein Zufall, daß in den Gedichten der Blätter und den Aufsätzen des „Jahrbuchs" schon die meisten Themen dieser Werke angeschlagen wurden.

Nur so war es möglich, daß von jungen Männern wie Gundolf, Friedemann und Bertram Werke ausgingen, welche die Forderung methodischer Zucht erfüllten, aber durch die geistige Weite und die sinnliche Dichte ihrer Schau und durch die zugleich glühend bewegte und nüchtern-gehaltene Sprachform die Schranken ihrer Wissenschaften durchbrachen und den besten des alten Gelehrtengeschlechtes das Bekenntnis abgewannen, daß diese Werke der Jüngeren zu einer Deutung und Darstellung der großen geschichtlichen Erscheinungen gelangten, um die sie, die Älteren, sich ein langes ernstes Forscherleben lang vergeblich bemühten. Wilhelm Dilthey ließ, nach einem Wort aus seinen letzten Tagen, das Gundolfsche Buch „Shakespeare und der deutsche Geist" wie „vom Berge in ein gelobtes Land blicken". Paul Natorp, der Schildhalter der Neukantischen Philosophenschule, wandelte unter der Einwirkung Friedemanns völlig seine Anschauung von der Platonischen Idee und hätte seine Ideenlehre, wie er bei der zweiten Bearbeitung gesteht, völlig neuschreiben müssen um dieser Wandlung ganz gerecht zu werden. Simmel aber, der in seinem Goethebuch eine Ebene der Betrachtung unseres großen Dichters geschaffen hatte, die von da ab nur noch dem Banausen zu unterschreiten erlaubt war, schrieb in seiner feinen Art das gleiche von Gundolfs Goethebuch (Die Neue Rundschau Febr. 1917) und bekannte, daß dieses „die reine Erreichtheit" dessen zeige, was er und Dilthey im letzten Grunde wollten: das Deuten und Begreifen des Einzelnen aus der Tiefe des ganzen Lebensrhythmus des schöpferischen Menschen. Ja über das unmittelbar Erreichte — den Aufbau der Gestalt Goethes gemäß dem „Gesetz nach dem er angetreten" — schien für Simmel diesem Buche „eine unendliche Zuversicht zur Ganzheit des persönlichen Lebens" zu entstrahlen und er hoffte: daß es „Unzähligen den Mut gibt diese Ganzheit nicht nur als etwas Wirkliches sondern als den Quell einer oder d e r idealen Forderung zu erleben — und die Kraft, ohne die dies freilich nicht zu erfüllen ist: diese Ganzheit auch als Einheit unter aller Vereinzelung der ‚Forderungen des Tages' zu fühlen".

Simmel bejahte damit den erzieherischen Willen, der dem Gundolfschen wie allen Blätter-Werken aus dem Wesen ihres Ursprungs zugrunde liegt, aber eben dieser Wille führte — da alle echte Erziehung ein unbedingtes Werten voraussetzt — zu einer Gegnerschaft der Vertreter der sogenannten „objektiven" Wissenschaft und im besonderen von Max Weber, der ja damals die unbedingte Freiheit der Wissenschaft von allen Wertungen verfocht und trotz der Anerkennung der Einzelleistungen gerade im Gesamtgeist der Blätter-Werke die drohende Gefahr eines Einbruchs lebendiger und zwar seiner Welt feindlicher Werte in den Bereich der Wissenschaft befürchtete. Als seine Schrift „Wissenschaft als Beruf" diesen Anschauungen im ersten Friedensjahre die äußerste Formulierung gab, entstanden aus seinem eigenen und dem Gundolfschen Freundeskreise in Heidelberg einige Flugschriften für und wider die alte und neue Wissenschaft, welche dadurch von Bedeutung wurden, daß sie die neu aufgeworfenen Gegensätze bis in die innersten Zellen der streng behüteten akademischen Lehre trugen. Ernste deutsche Professoren der Philosophie und Theologie haben seitdem, halb mit ehrlicher Sorge und halb mit sonderbarer Selbstverspottung, von der „Revolution in der Wissenschaft" gesprochen und geschrieben, welche die Köpfe der besten Jugend verwirre. Sie bemerkten, daß diese „Revolution in der Wissenschaft" aus gänzlich anderen Ursprüngen entstanden sei als die staatliche und gesellschaftliche Revolution in Deutschland und dieser eher feindlich entgegenstünde, ja daß die Bewegung, die sich an den Namen Stefan George knüpfte, nur das Glied einer großen europäischen Geistesbewegung sei, für die man die knappe Formel prägte: „Der Zusammenbruch des Positivismus und die Rehabilitierung des Irrationalen". (Vgl. Schmollers Jahrbuch 45 [1921] und Allg. Evang. Luth. Kirchenztg. [1926].)

Die Fragwürdigkeit der wissenschaftlichen Grundlagen, welche seit einem halben Jahrhundert schon die vorausschauenden Köpfe beschäftigte, wurde seitdem eine öffentliche Streitfrage in Deutschland. Die Unumstößlichkeit und Alleinherrschaft der verstandlichen Verfahrungsweise mit ihren lebenentleerten Verallgemeinerungen und „entwerteten" Begriffen, die Sucht der steigenden Vereinzelung und Sonderung der Fächer, ja die Sinngebung des Wissenschaftsbetriebes als einer steten Erhellung und Aufklärung alles Gewesenen und Seienden zum Zweck seiner Berechnung und Beherrschung, kurz der Glaube an die Intellektualisierung, an „die Entzauberung der Welt" wie Max Weber es nannte, geriet nun in breiteren Schichten des wissenschaftlichen Lebens ins Wanken und die herrschende Denkart, welche von daher unsere Forschung und Bildung bestimmt hatte, verlor ihre alte Unerschütterlichkeit.

Die auftretende Gegnerschaft erinnerte die Forscher aller Gebiete daran, daß auch die entferntesten Sonderfächer auf einer gemeinsamen Denkart beruhten und daß das Wankendwerden der geistigen Übereinkunft notwendig jeden Sondergrund mit erschüttern mußte. Diese Denkart — ob bürgerlich Positivismus oder mehr proletarisch Materialismus oder mechanistischer Kausalitätsmonismus und sonstwie genannt — beruhte in allen Abwandlungen auf dem Glauben an die lückenlose Erkennbarkeit alles Seienden und Geschehenen und auf dem Anspruch der Forschung, durch ihre Mittel und Verfahrungsweisen diese Erkennbarkeit auf jedem ihrer Gebiete zu einer untrüglichen „wissenschaftlichen" Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Vorgänge zu machen. Der ehemals behauptete Zusammenhang aller Einzelforschungen durch die Zielsetzung einer wissenschaftlichen Gesamterkenntnis der Welt, in der nach der Meinung der aufgeklärten Geister die höchste Vervollkommnung des Menschengeschlechtes beschlossen lag, war freilich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich verlorengegangen, aber der Glaube an die untrüglichen Erkenntnis m i t t e l war in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften immer stärker zur Herrschaft gelangt und führte zu jenen unbeirrbaren Einzelmärschen in den tausendfach verästelten Teilgebieten, deren Sinn, wie wir sagten, nur noch in der Förderung der Wissenschaft selbst oder in ihrer technischen Anwendung auf Sachen lag, mochte aus dem Menschengeschlechte werden was da wolle. Weder die Philosophie noch die Mathematik vermochten eine menschliche Mitte und geistige Ordnung gegenüber den ungeheuer anschwellenden Stoffmassen zu halten. Das Weltbild der logisch-mathematischen Wahrheit, die Vorstellung eines auf den unabänderlichen Gesetzen der Ursächlichkeit beruhenden reinstofflichen Zusammenhanges der Dinge, der unabhängig vom Betrachter sei, brach auseinander. Damit wurde das Erkenntnismittel in seiner verstandlichen Ausschließlichkeit von innen heraus von selber aufgehoben. Außerhalb der Wissenschaft erhoben sich äußerste Gegenbewegungen des Mystizismus, Okkultismus und Spiritismus, die sich jenseits der Grenzen des vernünftigen Denkens umtreiben und deren drohendes Anschwellen freilich erst begonnen hat. Aber längst bevor es den Einzelforschern in ihren Sondergebieten bewußt wurde, zeigte auch die Denkart des wissenschaftlichen Menschen selbst in ihren feinsten und empfindlichsten Vertretern eine Wandlung an, die den schwindenden Glauben an die eherne Eigengesetzlichkeit der rationalen Erkenntnis verriet: es gab für sie keine unbedingt feststehende Wahrheit mehr, es gab vielmehr nur noch auf irgendwelche Annahmen bezügliche, stets sich wandelnde Ergebnisse. Die äußerste Verfeinerung und Vervielfältigung der Verfahren zur Erforschung der Wahrscheinlichkeit

und Bezüglichkeit aller stofflichen und seelischen Vorgänge konnte nicht mehr darüber täuschen, daß die Wissenschaft außerstande war, die gegenständliche Wirklichkeit der Dinge und Geschehnisse mit ihren Mitteln zu erfassen. Es gab für sie keine irgendwie gestaltete objektive Welt mehr sondern nur noch jeweils von einem Einzelmenschen erzeugte, nur noch subjektive Welten. Ja bedeutende Forscher haben in den letzten Jahren geäußert, daß die Wissenschaft nicht einmal eine wahre Erkenntnis des Stoffes und seiner Vorgänge zu geben vermöge, sondern sich in der steten Selbstkorrektur ihrer Ergebnisse bewege und von ihren notwendigen Fehlern lebe: eine Penelope, die das am Tag Gewebte in der Nacht aufdröselt, um ihre Freier in Atem zu halten. Mit diesen Einsichten war die eisige einseitige Verstandesaskese in die letzte Phase ihrer Begrenztheit getreten und gestand ihre Unzulänglichkeit, das Leben durch Erkenntnis zu beherrschen. Das verwandelte Leben forderte andre Werkzeuge zu seiner Erfassung und Begreifung: hinter den Trennungen und Zerlegungen des Verstandes erschienen fast plötzlich die Körper und Gestalten in ihrer unversehrten Lebendigkeit und rätselhaften Undurchdringlichkeit: sie spotten jeder Auflösung in „objektiven Wahrheiten" und sind dem Teilsinn so unzugänglich wie Zeugung und Tod.

George hatte sich von der sprachlichen Mitte her allen Zerlösungen in Deutschland entgegengesetzt und mit der Wiedergeburt des Wortes begonnen. Indem er zunächst der Dichtung durch Werk und Vorbild einen festen Boden der Überlieferung gab, richtete er gegen alle Versuche, sein Wirken mit in die Wirbel des Untergangs zu ziehen, die unerschütterliche Feste seines Werkes und seiner stetig wachsenden dichterischen Gefolgschaft auf. Indem er durch die Dichtung das ewige Bild des Menschen in seiner ganzen Geschlossenheit wiedererweckte, gab er seinen Folgern den neuen Blick in die Natur und Geschichte und wie ihrem Dichten und Handeln so auch ihrem Betrachten und Erkennen einen verwandelten Sinn. Denn jede Zeile Georges widersprach, wie die aller großen Dichter und Seher, dem Grundsatz der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit: daß Leben und Welt durch das Mittel des Verstandes erklärbar und erfaßbar seien. Sein Wort „unhebbar ist der lebenbilder sinn" ist der deutliche Ausdruck seines dichterischen Glaubens, daß es geheimnisvolle Mächte gibt, deren Träger und Getragenes der Mensch selber ist, und die eben deshalb für seine Einsicht nicht berechenbar und nicht beherrschbar sind. Das bedeutete keinen Wunderglauben im christlichen Sinne als eines übernatürlichen Eingriffs in den natürlichen Ablauf der Dinge — die nötige Sicht einer Welt, in der sich das Natürliche und Göttliche gespalten hatte —: für George lag im Bestehen und Geschehen der Welt selbst das Wunder. Deshalb forderte auch

jede Zeile seines Werkes Ehrfurcht vor den gegebenen Erscheinungen der Welt, vor der leiblichen und geistigen Gestalt, und widersprach der nur wißbegierigen und zweckhaften Zerlegung und Zerfaserung um einer einseitigen Erkenntnis oder Nutzung willen. Und endlich stellte sein Wissen um Rangordnung und Größenverhältnisse die schöpferischen Menschen und Völker in die Mitte der Betrachtung und verneinte die wahllose Beschäftigung mit jedem beliebigen Stoff die auch das Kleinste und Wertloseste als „Glied der Entwicklung" dem Bedeutenden und Schaffenden gleichsetzt. Ja in noch tieferem Gegensatz zur demokratischen Wissenschaft seiner Zeit sprach er jedem das Recht ab, beliebig über jedes zu reden und zu schreiben. Nicht nur Verstand, Wissen und Schulung bedarf es nach seinen Worten, sich über ein Großes zu äußern, sondern einer bestimmten Gesamtartung des Menschen, die der Würde des Gegenstandes gemäß ist: „Urteil erfordert Rang". Denn gerade ohne dieses beschränkende Recht der inneren Entsprechung war der Verstand souverän geworden und würde es wieder werden, um unter der Maske der Wahrhaftigkeit alles Hohe und Große dem plumpsten und gröbsten Urteil preiszugeben. Wir führen zwei Typen von unbestrittenem Rufe dafür an. Wilamowitz dessen Schädlichkeit bereits im Hildebrandtschen Aufsatz (Jahrbuch 1910) dargetan wurde, hat nachdem er den Äschylus dem bürgerlichen Geschmack mundgerecht zu machen versucht hatte, auch den Plato journalisiert: „Ein glücklicher Sommertag", „Letzter Kampf um das Lebensglück" — ein Plato für Dienstmädchen, wie man damals im Dichterkreise sagte. Karl Voßler, der weit über Deutschland hinaus bekannte Romanist, sah — wie ebenfalls schon in einem der Jahrbücher angedeutet wurde — in der Vita nuova Dantes etwas „Geckenhaftes" und kanzelte „die im innersten Kern mißratene Konzeption" des Paradieses in ehrfurchtlosem Gewitzel ab — am Schluß des Fegefeuers kommentiert er gar die Matelda so: „Das Blumenmädchen wird zur Waschfrau". Wenig verschlägt es, daß dieser Gelehrte nachher in einer neuen Auflage seines Buches die schlimmsten Taktlosigkeiten auszumerzen versucht hat. Er leitete eine neue Tradition ein: von seiten der Wissenschaft die systematische Besudelung der großen Dinge.

Diese Beispiele erweisen zur Genüge, daß man auch die anerkannten Vertreter der heutigen Wissenschaft nicht zur Verwaltung der geistigen Güter bestellen darf.

Der durch George hervorgerufene Wandel der Grundvoraussetzungen veränderte für die Schüler Georges die ganze Sinngebung und Zielsetzung des wissenschaftlichen Erkennens. An die Stelle des Scheinzieles einer endgültigen Aufklärung oder einer objektiven Erkenntnis im Dienste der Wis-

senschaft trat der Wille zur Stärkung des heutigen Daseins und der Dienst am Werke des lebenden Meisters. An ihm und durch ihn hatten die Jüngeren erfahren, daß die schöpferischen Mächte immer wieder in großen Menschen durch alle Verschalungen der erstarrten Zeitformen brechen und das Göttliche in Werk und Tat und Bild offenbaren. Daher knüpfen sich auch die ersten Prosen der Blätter von den frühen Anfängen bis zu „Herrschaft und Dienst" an die mehr dichterischen Versuche, die Gestalt Georges selbst zu erfassen. Die Erweiterung der Proseschriften zu wissenschaftlichen Werken über Shakespeare, Platon, Goethe und Nietzsche waren nur Auswirkungen des neuen Blickes auf gleichhehre Geister der Vergangenheit, war das begeisterte Wiedererkennen desselben Lebensvorgangs bei den großen ewiggegenwärtigen Toten. Gundolf sah Shakespeare als einen weithin ausstrahlenden Glutkern von Schöpfertum, Goethes vielfältige Entwicklung als eine einheitliche sich stetig im Werke auswirkende und stetig selbstbegrenzende Gestaltungskraft, Friedemann sah in Platon die vollkommene Gestalt des reich- und weltschaffenden Genius, Bertram deutete Nietzsche zum erstenmal über alle Einzelprobleme hinaus von seinem geistigen Bild und Schicksal her als den Lebendig-Ewigen, dessen Mythus wie der aller Großen nicht stirbt sondern in uns und mit uns weiterwächst.

Diese ersten Werke lassen noch eine Verbindung mit der alten Denkwelt erkennen, aber sie sind zugleich schon in die neue getreten: das macht ihren besonderen Reiz aus. Ihre Verfasser begründen daher noch ihre verwandelte Betrachtungs- und Arbeitsweise, um den Vorwurf der Unsachlichkeit oder Schwärmerei von sich fernzuhalten. Die Kritik der Wissenschaft hat ihnen auch die Klarheit des Aufbaues, die Sicherheit des Fachwissens und die geschulte Handhabung des nötigen Werkzeugs nicht abstreiten können. Aber so weit und so tief auch in wenigen Jahren ihr Einfluß auf unser Schrifttum und tiefer noch auf die Jugend wurde: bis heute ist die bürgerliche Wissenschaft von tiefem Mißtrauen, ja von einem oft versteckten aber immer wieder ausbrechenden Haß gegen sie erfüllt geblieben. Sie erkennt die Leistungen der gedanklichen Zucht und Sauberkeit und den neuen Adel der Sprache wohl an, aber verneint zugleich ihre Grundlagen, wohl fühlend, daß deren Anerkennung die Denkart und das Dasein des bürgerlichen Menschen selbst aufheben würde. Man verzeiht diesen Folgern Georges nicht, daß sie die Maßstäbe und Wertungen anderen Quellen entnehmen als denen der bürgerlichen Übereinkunft, die man heute nur noch verschämt als Voraussetzungslosigkeit bezeichnen darf, wie wir oben darlegten. Man verzeiht ihnen nicht, daß sie das Wachstum des dichterischen Lebens höher schätzen als die „Wahrheit" von tausend stofflichen Ergebnissen und vor allem nicht, daß sie eine „ungeheure Überwertung ja Vergötzung der gro-

ßen Individuen" treiben und bei unverkennbarer Beherrschung der kritischen Methoden der Wissenschaft damit selbst einen lebenden Menschen in ihrer „götzendienerischen Manier" verherrlichen. Denn man darf nach der Meinung unserer Gelehrten die Wissenschaft selbst, den Fortschritt, die Technik preisen, anbeten und ihnen Jugend und Leben opfern, man darf die Freiheit des Individuums, die Voraussetzungslosigkeit der Forschung oder sonst ein Begriffliches mit der eisernen Verbissenheit von Ketzerrichtern vergöttern. Aber die leibliche Erscheinung des Menschtums in seiner höchsten Gültigkeit, den großen geistigen Menschen in seiner göttlichen Urkraft, wie er trotz und mit allen Bedingnissen von Ort und Zeit in seiner Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit erdgeboren und eigengesetzlich dasteht, darf man nicht als das darstellen was er war und ist: als den Weisen etwa, der mit einem Blick das Wirrsal der tausend Einzelwissen überschaut und mit seiner Schau das Denken von Jahrtausenden befruchtet, als den Helden, der die Hydren der Empörung niederschlägt und mit seiner harten Kraft den verlaufenen Völkern seine lebendigen Formen aufprägt, als den Dichter, der einer entgötterten Erde wieder den belebenden Funken vom Himmel holt. Man darf ohne seinen Ruf als ernster Forscher zu gefährden, vor allem nicht die ganzen Kräfte der Liebe und Begeisterung in den Dienst des großen Lebenden stellen, und mag diese Liebe die Verantwortung vor dem eignen handwerklichen Tun und die Leidenschaft zur genauen Einsicht in die geschichtlichen und natürlichen Dinge noch steigern, sie wird als Trübung der klaren Erkenntnis verdächtigt, eben weil sie sich eine Trübung durch die t o t e Wahrheit nicht gefallen läßt.

All diese Vorwürfe kümmerten freilich die „Georgianer" gar wenig. Sie waren viel zu sehr von der freudigen Lust durchdrungen, mit dem neuen Auge die gegenwärtigen und vergangenen Dinge zu erfassen, als daß die Streite um alte und neue Wissenschaft sie bemüht hätten, sie hatten viel zu große Achtung vor der kühl und langsam wägenden vernünftigen Helle, als daß sie in ihrem Kampf um die Ergreifung und Begreifung der Welt auf die Ratio als Mittel und Prüfstein verzichtet hätten, wenn sie sich nicht anmaßte Selbstzweck und letzter Sinn des Daseins zu sein. Aber sie wußten ebensogut, daß die neuen Schriften notwendig den Kreis der rein logisch verknüpften Tatsachen überschreiten mußten, weil ihr Gegenstand — die schöpferischen Genien — den der reinen Erfahrung überschreitet und nur an dem Erlebnis eines lebenden Genius und einer aus ihm geschöpften Anschauung des Menschlich-Großen erfaßt wurde.

George, selbst der genaueste Sprachkenner oder soll ich sagen Philologe, hätte keinen mit der Marke der Blätter vor die Öffentlichkeit treten lassen, der nicht sein Fachwissen wie jeder Beste seines Faches be-

herrschte, aber freilich auch keinen, der über der nötigen Beherrschung des Handwerks nicht eine fruchtbare und unser gegenwärtiges Dasein belebende Schau in seinem Stoffbereich getan hätte. Denn wo nichts geschaut wird hat auch das Denken sein Recht verloren, und wo das helle sondernde Denken nicht das Geschaute in klaren festen Begriffen zur sprachlich bildhaften Darstellung bringt, haben beide ihr Recht verloren. Diese Gegenseitigkeit von Schauen, Denken und Schaffen ist in der Einheit der gesamt-geistigen Kräfte des Menschen gegründet und ihre höchste Dichtigkeit und Fülle in einem Menschen, nicht ihre größte Sonderung und Vereinzelung, gewährleistet die tiefste Erkenntnis und das weiteste Wissen. Edith Landmann hat dieser Weisheit des Dichters in der „Transzendenz des Erkennens" den philosophischen Ausdruck gegeben. Wie eine scheu verhüllte Freude der Seele, die selbst unter dem Joch gedient hat, dringt aus ihren hellen Darlegungen die Einsicht, daß die ganze erscheinende Welt weder unfaßlicher Sinnentrug noch eine Summe zerlegbarer Bezüge ist, sondern lebendige Gestaltung: „Wir dürfen wieder an das glauben" sagt sie „was wir sehen und wie wir es sehen". Der erkennende Mensch wird hier wieder von der trügerischen Notwendigkeit der Auslöschung seiner Persönlichkeit befreit und findet nicht in der Entselbstung sondern im Maß der ihm verliehenen Fassungskräfte die Fülle und Grenze seiner Einsicht. Das Denken, das in Gefahr war sich an seine eigenen Geschöpfe zu verlieren, gesundet nach ihrer Darlegung wieder an der vom Dichter aufgestellten Norm des großen Menschen und am Dienst des schönen Lebens.

Die deutsche Anschauung von der Erscheinung des Seienden im Raum und die französische von der schöpferischen Entwicklung des Lebens in der Zeit waren in der Weltsicht Georges schon eine höhere Verbindung eingegangen, bevor sie in beiden Völkern ihren besonderen philosophischen Ausdruck gefunden hatten. In der tiefen Verbundenheit von heldischer Gestalt und schönem Leben, von der leiblichen Erscheinung des Ewigen und seiner immer neuen Verwirklichung im schöpferischen Augenblick verschmolzen die Lehren von Sein und Dauer, Denken und Leben zur unauflöslichen Einheit. Ihm und den Seinen handelte es sich freilich nicht um die Erkenntnis dieser Einheit sondern um ihre Darstellung und Verwirklichung in Leib und Staat, sie wollen noch wirken und handeln wenn sie Wissenschaft treiben, und bildend wie denkend die Krise fördern, welche heute in allen jugendlichen Köpfen fiebert und nach Heilung von jahrtausendalten Gespenstern ruft.

Von dieser Sicht aus gab es keinen Zweifel weder über das Wie noch das Was der Forschung mehr, es galt zu scheiden wie der frühe Gundolf

schrieb „zwischen Totem und Lebendigem, ja zwischen Tötendem und Belebendem" im weiten Reiche unserer Menschheit. So entstanden keine Bücher, die nur Wissenstoff ordnen und häufen, sondern die gewonnenen Einsichten und Bilder unmittelbar in Blut- und Seelenstoff verwandeln wollten, tathafte Werke, die sich als Bücher überflüssig machten, wenn sie ihren Sinn erfüllten.

Nachdem mit den genannten Werken zwischen 1909 und 1918 der Durchbruch zu einer höheren Anschauung und befreiteren Darstellung unserer großen Bildner gelungen war, griffen im folgenden Jahrzehnt mit den älteren auch schon einige der jüngeren Folger ein, „um das durch das Dichterwort gewandelte Gesicht der Dinge zu sagen". Das Bild des großen Führers wurde mit leidenschaftlicher Liebe weiter umgriffen: den lebenden Dichter suchten Edith Landmann in ihrer „Georgika" (1920), Friedrich Gundolf in seinem „George" (1921) mit dem ganzen Reichtum seines geschulten Denkens und der ganzen Inbrunst seiner gläubigen Begeisterung werkhaft und persönlich zu erfassen. Albrecht von Blumenthal hat in den „Griechischen Vorbildern" (1921) die griechischen Dichter heroisch zu sehen versucht, Nietzsche wurde vom jüngeren Gundolf und Hildebrandt als „Richter unserer Zeit" (1923) und im gemeinsamen Kampf und Schicksalsgang mit seinem großen Erwecker und Feind in „Wagner und Nietzsche" (1924) dargestellt, „Raffael" (1923) von Wilhelm Stein in seiner Menschen und Werke formenden leiblichen Gewalt als die ausstrahlende und befruchtende Mitte der künstlerischen Renaissance, „Napoleon" (1923) von Vallentin als der wesenhafte Mensch beschworen, an dem die zeitlosen und ewigen Gesetze der heldischen Artung aufstrahlten. Wie sein Heros über Sieg und Untergang, Feindschaft und Freundschaft der Völker als geistiges Vorbild gerade für unsere Jugend noch wirksam bleibt, hat dann derselbe Verfasser in seiner Schrift „Napoleon und die Deutschen" (1926) gezeigt. Nachdem Gundolf von Cäsar wenigstens die „Geschichte seines Ruhms" (1924) dargestellt und nun auch sein großes Werk über Shakespeare (1928) vollendet hat, sind — bis auf Alexander — die hohen Namen, die er in seinem „Dichter und Helden" schon kurz umschrieben hatte, ins neue Sehen einbezogen.

Zu diesem Streben, die sinnbildliche Wesenheit der großen Schatten zu fassen, kam durch die großen staatlichen Gesänge Georges das Verlangen, den volkschaffenden Helden auch in der besonderen Schicksalsluft seiner Gemeinschaft zu sehen. Niemals vielleicht war unser Volk weiter von dieser Sicht entfernt als in den schlimmen Jahren nach dem Kriege: die Vielspältigkeit seiner geistigen Wurzeln aus Germanentum, Antike und Christentum und aus den Verschlingungen ihrer Erneuerungen und Wie-

dererweckungen, Wurzeln, die gerade der alles erforschende Historismus des 19. Jahrhunderts in ihren letzten Stofflichkeiten bloßgelegt hatte, trat damals verwirrender als je zutage. Aber in den trüben Jahren, als die Untergangsstimmung auch die festesten Herzen ergriff, fühlten die um George die feste Erde unter sich, die der Dichter ihnen gegeben hatte. Sie setzten der Verelendung und Hoffnungslosigkeit die Bilder jener heldischen Männlichkeit entgegen, auf welchem Plane unseres vielgeschichteten Schicksalsgefüges ihre Liebe sie fand. Gegen das bloße Sichfügen ins Unvermeidliche riefen Wolters und Petersen in den „Heldensagen der germanischen Frühzeit" (1921) den trotzigen Stolz und unbrechbaren Willen unserer heidnischen Altvorderen auf, gegen die Erweichung und Verpöbelung des Staates Wolfram von den Steinen in den „Staatsbriefen Friedrich II." (1923) die eherne Härte und adlige Geistigkeit des Staufenkaisers und Hildebrandt in seinen Werken „Norm und Entartung des Menschen, Norm und Verfall des Staates" (1920) den staatsschaffenden Heros als Ursprung und Mitte der natürlichen wie geistigen Bildung des Volkes. Sie schwiegen auch nicht — zur großen Verwunderung derer, die sie noch immer für weltfremde Schwärmer erklärten — in den Kämpfen des Tages und setzten bei der Bedrohung von Rhein und Ruhr ihr neues Wort gegen das alte seelenwerbende Wort Frankreichs: Bertram im „Rheingenius" (1922), Wolters und Elze in den „Stimmen des Rheines" (1923) und in den „Vier Reden über das Vaterland" (1927). Ja noch „Das Schicksal der Musik" (1923) von Wolff und Petersen kämpfte trotz der scheinbaren Ferne seines Gegenstandes den gleichen Kampf um die männliche Artung des deutschen Menschen, um seine Befreiung aus dem bild- und verantwortungslosen Klangrausch, der wie früher als einlullendes so jetzt als aufpeitschendes Reizmittel noch verzehnfacht weiterzuströmen drohte, als sein harmonischer Zauber schon gebrochen war.

Um diesen engeren Kreis der Blätterwerke legte sich ein weiterer von Befreundeten oder Nachahmenden, und bald war die neue Blick- und Darstellungsweise, ob bemerkt oder unbemerkt, begrüßt oder befehdet, in fast alle erheblichen Bereiche der Geisteswissenschaften eingedrungen. Aber es lag den Blättern fern, wie wir erläutert haben, eine Wissenschaftsschule mit gangbaren Methoden und erlernbarer Systematik aufzubauen. Gerade in der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit der an Person und Augenblick gebundenen Schau und Findung lag die befruchtende Wirkung ihrer Bücher, und wo sie mit ihnen die Geister wandeln und die Herzen für ihre Sinngebung des Forschens und Erkennens gewinnen konnten, lag ihnen nichts an Nachfolgern die auch im neuen Stile schrie-

ben, aber besser beim alten geblieben wären. So mußten manche, die sich schon auf Lehren beriefen und festgelegt hatten, bald erkennen, daß das wahre Enkelgeschlecht schon ganz woanders stand. Jene die etwa schmälten, daß die Georgeschüler sich nicht um Tatsachengeschichte und Lebensbeschreibung der großen Männer bekümmerten, bemerken heute schon, daß die Jüngsten wie Ernst Kantorowicz in seinem „Friedrich II." (1927) und Max Kommerell in seinem „Der Dichter als Führer" (1928) den dämonischen Tatstoff mit dem gleichen Atem zu durchseelen wissen wie die älteren Gefährten den hellen Werk- und Geiststoff der großen Leben. Sollte nicht, statt der Suche nach schnell fertigem Urteil, Lobern wie Schmälern einmal der fragende Gedanke kommen, wie es denn möglich ist, daß aus demselben Kreise nun schon seit Jahrzehnten immer neue Jugend auftaucht, die was sie ergreift groß ergreift, und nicht durch Theorien sondern durch Werke siegreich in die gewählten Wissensbereiche vordringt? Uns dünkt es um so wunderbarer, als nicht mehr alle des Enkelgeschlechtes sich der wissenschaftlichen Forschung widmen und die meisten praktische Tätigkeiten einer Laufbahn des Gelehrten vorziehen — glückverheißendes Zeichen, daß den Söhnen des Dichters alle Wege offenstehen, um schaffend und wirkend weiterzuschreiten.

7. KAPITEL: DIE VERWANDELTE STELLUNG DER MITWELT

SCHON das Jahrzehnt zwischen 1905 und 1914 zeigt eine tief verwandelte Stellung der öffentlichen Meinung in Deutschland über die Dichtergemeinschaft der Blätter für die Kunst: an die Stelle überheblichen Spottens und billigen Höhnens war die erzwungene Anerkennung Georges und eine vermehrte aber schon in die Verteidigung gedrängte Feindseligkeit gegen seinen „Kreis" getreten. Das bloße Dasein des Georgeschen Werkes, ob es anerkannt oder abgelehnt wurde, hatte die deutsche Geistigkeit zu einem Wechsel ihrer Anschauungs- und Ausdrucksformen gezwungen, hatte die Lager zwischen Jungem und Altem tiefer als je vorher getrennt. Auf dem Gebiete der Sprache wurde dieser Einstrom am frühesten und deutlichsten sichtbar: an die Stelle der saloppen Verantwortungslosigkeit vor unserem kostbarsten Gute trat wieder das Streben nach Sorgfalt und Schulung in den sprachlichen Formen. Eine Ahnung höherer Verpflichtung vor dem Worte ergriff die noch empfindlichen Seelen des lebenden Geschlechtes und drang durch die tausend Kanäle des